

# Und dann kam das Jahr 1914 [Schluss]

Autor(en): **Bührer, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 6

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633847>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 6 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

Den 6. Februar

## ☞ ☞ herrschen. ☞ ☞

Von Rudolf Traubold.

Willst Du als Herr Dich über die erheben,  
Die willig sind, vor Dir das Haupt zu neigen,  
Dann darfst Du niemals Deine Schwächen zeigen  
Und vor der Lüge schamrot nie erbeben.

Du mußt, willst Du ein machtvoll Szepter führen,  
In Sesseln schlagen jedes freie Denken,  
Du darfst dem Treuesten selbst nicht Glauben schenken  
— Und wenn Du schläfst, laß Wachen vor den Türen.

Du sollst es keinen Augenblick vergessen:  
Daß nah die Liebe wohnt dem finstern Hasse,  
Daß wankelmütig alle Gunst der Masse,  
Daß trägt der Diener wird bei reichem Essen.

Auch alles, was nach Wahrheit strebt im Innern  
Sollst Du ersticken — selbst im eigenen Herzen —  
Du sollst es aus dem Geist der Knechte merzen,  
Was an die Freiheit sie noch mag erinnern.

Hart sollst Du sein, und unerbittlich streng,  
Wenn Du auch Milde lägst und huldvoll scheinst;  
Nie soll's ein Auge sehen, wenn Du weinst —  
Doch, wenn Du lächelst, zeige Dich der Menge.

## Und dann kam das Jahr 1914.

Novelle von Jakob Bühler, Bern.

6 (Schluß.)

Christian kann beinahe nicht reden, zwei-, dreimal schüttelt er dem Flieger die Hand, gibt seine Weberkleider zurück und tritt dann zu Katarina, die ihn glücklich empfängt. Aber auf ihrem Weg in die Stadt konnte sich Katarina nicht enthalten, ihrer Besorgnis Worte zu geben, leise zu verraten, wie sie gezittert, sich geängstigt habe. „Denk,“ flugte sie, „wie Du einstiegst, sagte eine Frau, die an mir vorbeikam, zu einer andern: „Der wird hoffentlich nicht verheiratet sein, dann macht es ja nichts!“ Christian kam diese Sorge kindisch vor, er war noch hingekriegen von der Herrlichkeit des Fliegens, und da bangte sie und sorgte: Wenn es ein Unglück gegeben hätte! Herrgott, und was dann? Waren diese wenigen wild und heiß genossenen Augenblicke nicht hundertmal, tausendmal mehr wert als ein ganzes langweiliges Leben, ohne wirkliche Eindrücke? Aber er bezähmte sich zu der Phrase: „Ach, das ist nicht so schlimm!“

Da preßte sie seinen Arm: „Aber gelt Du fliegst nun niemehr?“

Nun froh es Christian den Hals empor: „Daß ich ein Narr wäre,“ machte er barsch, „es gibt auf der Welt nichts Herrlicheres als Fliegen, in alle Ewigkeit nicht! — Und das sollte ich mir versagen?“ —

Sie fühlte nur das Abstoßende dieser Worte, nicht die Leidenschaft, die das eben Genossene in Christian ausgelöst hatte. Langsam, ganz langsam löste sie ihren Arm aus dem seinen und hatte dann in ihrem Täschchen etwas zu suchen. Christian merkte, daß er ihr wehe getan hatte, aber er suchte umsonst nach einem veröhnenden Wort. Sie bestiegen die Trambahn, und vor ihrem Hotel trennten sie sich, indem sie auf morgen ein Wiedersehen verabredeten.

So sehr Christian unter diesem kalten Abschied litt, so angenehm war es ihm jetzt, allein sein zu können und die Eindrücke, die er vorhin in sich aufgenommen hatte, zu verarbeiten. Davon war er nun voll, das andere, mit Katarina, das würde sich schon wieder finden. Aber noch war er nicht weit gekommen, als er heftig am Arm gepackt wurde. Inäbnit stand vor ihm, aufs höchste erregt: „Jetzt haben wir die Schweinerei,“ entfuhr es ihm, „der Krieg ist da!“ Und er erklärte, daß man stündlich die Kriegserklärung zwischen Frankreich und Deutschland erwarte. Im Bundeshaus sei alles drunter und drüber, man glaube, daß morgen schon mobilisiert werde. Da erschraf auch Christian, und so sehr er die Nachricht bezweifelte, so zeigten doch die späteren Abendstunden, daß Inäbnits

Mitteilung nicht zu viel gesagt hatte. Extrablätter meldeten, daß der deutsche Kaiser den Kriegszustand über Deutschland verhängt habe. Eine fieberhafte Aufregung bemächtigte sich des Straßenbildes, das sich von einer Minute auf die andere veränderte. An Stelle des behäbigen ruhigen Festlebens, das sich in der Ausstellungsstadt eingestaltet hatte, war eine stille, unheimliche Hast getreten, eilig liefen die Leute aneinander vorüber; unter jeder Laterne standen zwei, drei beisammen und lasen sich aus Zeitungen gegenseitig vor. Heftig disputierende Männer ranneten irgendwo hin, Zeitungsverkäufer schrieten die neuesten Meldungen aus, und aufgeregt und unablässig sausten Automobile in die sonst stilleren Straßen vor den eidgenössischen Verwaltungsgebäuden. Inäbnit hatte Christian sofort wieder verlassen. Er hatte noch zu tun gehabt. So blieb denn Christian allein. Einen Augenblick hatte er sich überlegt, ob er nicht Katarina aufsuchen wolle, aber dann war er wieder davon abgekommen, und die gestrigen und heutigen Eindrücke überdenkend, verfolgte Christian das Leben der von der Kriegszeit überraschten Stadt bis gegen Mitternacht.

Am folgenden Morgen, nachdem sich die Meldungen eher verschlimmert hatten, ließ sich Christian bei Katarina melden. Sehr aufgeregt kam sie in dem kleinen Hotellsalon auf ihn zu mit einem Paket Briefe und Zeitungen unter dem Arm. Sie erzählte ihm, daß sie soeben von ihrer Herrschaft ein Telegramm erhalten habe, indem sie aufgefordert werde, sofort nach Frankreich zurückzukehren. Der Krieg sei da. Hastig lief sie in dem kleinen Raum auf und ab, und machte einmal über das andere vor sich hin: „Diese elenden Deutschen! Diese elenden Deutschen!“ Erstaunt verfolgte sie Christian: „Wieso denn?“ fragte er schließlich, seinen Widerwillen bezwingend, „bist Du so überzeugt, daß die Deutschen an diesem Unglück schuld sind?“

„Wer denn sonst?“ fuhr sie ihn an mit einer Stimme, die er bisher nie an ihr gehört hatte. „Nies doch einmal das,“ und sie schmiß ihm einen Bund französischer Zeitungen hin.

„Und bist Du so überzeugt, daß die Zeitungen da recht haben? So viel ich weiß, bist Du doch Schweizerin!“

„Pfeife, Schweizerin! In dem Augenblick, da die ganze menschliche Kultur angegriffen wird, in dem Augenblick bin ich auf der Seite, auf der die Kultur steht, und das ist ganz zweifellos Frankreich.“ Christian setzte noch einmal an, um sie in aller Sachlichkeit davon zu überzeugen, daß es sich vorläufig nicht um einen Kulturkrieg, sondern um einen Machtkrieg mit sehr wirtschaftlichen Interessen handle, aber sie schnitt ihm das Wort ab mit der scharf, ja schneidend hingeworfenen Bemerkung: „Sei es, was es wolle, mein Denken und Fühlen, mein Herz gehört Frankreich, die Deutschen mag ich nun einmal nicht!“

Christian stand mit rotem Kopf, schließlich sagte er: „Du weißt, daß die Schweiz mobilisiert. Ich muß ebenfalls einrücken und reise noch heute nach Hause.“

Da stuzte Katarina; nach einer Pause sagte sie: „Die Schweiz kann es ja wohl nicht treffen, für alle Fälle aber, haltet gute Wache über meine Heimat!“ Und sie bot ihm die Hand zum Abschied: „Leb wohl, Christian!“

„Leb wohl, Katarina.“ Und er wendete sich und ging.

Am späten Nachmittag schritt Christian mit Inäbnit noch einmal die Ausstellung ab. Sie war fast menschenleer. Die abertausend sonntäglichen Menschen, die gekttern und vorgekttern mit ihren Farben und Bewegungen die weiten Gärten belebt hatten, waren verweht und verstoben vor dem Kriegsgeruch, wie der Sturm die Sommervögel verweht. Groß und feierlich flaggten die eidgenössischen Fahnen vor dem Wehrpavillon und das Rauschen ihrer Seide war beinahe das einzige Geräusch. Eine niederschmetternde Vorstellung von dem Gegensatz zwischen dem friedlich glücklichen Gekttern und dem kriegerischen Heute konnte es nicht mehr geben.

Christian konnte sich nicht mehr bezwingen, er erzählte dem Freund sein Erlebnis mit Katarina von gekttern und heute. Nach kurzer Pause sagte Inäbnit: „Da hast Du ein Vorspiel von dem, was kommen wird; was wir in der Schweiz in den nächsten Tagen erleben werden. Erinnerst Du Dich? Vor drei Tagen wolltest Du auf den nationalen Sieg, den Dir diese Ausstellung verkünde, trinken. Ich sagte, daß das mit Nationalismus nichts zu tun habe. Die nächsten Tage, mein Freund, werden Dir beweisen, daß wir weniger eine Nation, als vielmehr ein durch Gesetze zusammengepappter Theoriestaat sind. Eigentlich Schweizer sind wir noch nicht. Wir wissen nicht einmal recht, was das ist: ein Schweizer. Ein Schweizer ist nämlich einer, der sowohl Deutscher, als Franzos, als Italiener ist. Das war unsere Aufgabe als Staat, in Europa zu zeigen, was die drei Nationen zusammen sein k ö n n e n ! Bis heute haben wir nur bewiesen, daß man zur Not in Friedenszeiten und wenn keine Gefahr besteht; sich nach außen als eine Einheit aufspielen kann, während man in Wirklichkeit ein unverschmolzenes, kulturell weitauseinander strebendes Konglomerat ist. Und was daran schuld ist, das hat Dir auch Dein Fräulein Katarina gesagt, als sie mit einer geradezu grandios symbolischen Bewegung das Zeitungsbündel auf den Tisch schmiß. Wir werden die blauen Wunder erleben an unserer Presse in den nächsten Tagen. Es gibt nämlich auf dem ganzen Erdboden keine unselbständigere, antinationalere Presse als in der Schweiz! Sag das beileibe niemand, sonst wirst du an die erste beste Laterne geknüpft, aber es ist so. Jahrzehnte lang liegt unser gesamtes schweizerisches Schrifttum an den Brüsten des Auslandes, Tag um Tag. Die deutschschweizerische Tagespresse ist die treueste Dienerin der deutschen Reichspresse, die welschschweizerische der Frankreichs und so fort! Jeden Tag bringt die deutschschweizerische Presse mindestens 200 Romanfortsetzungen, in denen immer und überall eine deutsche Gräfin, ein Baron oder sonst ein aristokratischer Nichtstuer eine bestrickende Rolle spielt. Und das fressen unsere Frauen, Tag für Tag. Glaubst Du, daß das Mütter werden können von Schweizern in jenem hohen kulturellen Sinn, den uns das Schicksal zu verwirklichen als Aufgabe gestellt hat? Glaubst Du, daß ein Volk, das keinen eigenen Verlag aufbringt, das ihre Schriftsteller alle ins Ausland schickt, je eine Nation werden kann? Glaubst Du, daß ein Staat ungestrafte Jahrzehnte lang seine staatlich subventionierten Theater ans Ausland verpachten kann? Glaubst Du, daß nicht die tiefsten Bedingungen einer wirklichen nationalen Einheit eben in diesen rein kulturellen Dingen wie Tagespresse, Literatur, Theater, Kunst liegen? Ich sage Dir, mir bangt vor dem

nächsten Tagen. Diese Landesausstellung ist ein Höhepunkt der menschlichen Entwicklung, ein Triumph der wirtschaftlichen Beherrschung der Erde; für die Möglichkeit einer wirklichen Kultur aber haben wir noch alles zu beweisen. Und die Grundlage dieses Beweises läge in der Schaffung einer wirklichen schweizerischen Nation, durch die geistige und seelische Gebundenheit der drei Rassen! Jawohl, wir stehen oben auf einem mühsam erstrittenen Gebirge, aber es ist Nebel ringsum! Zurück müssen wir wieder und jenseits wieder hinauf!“

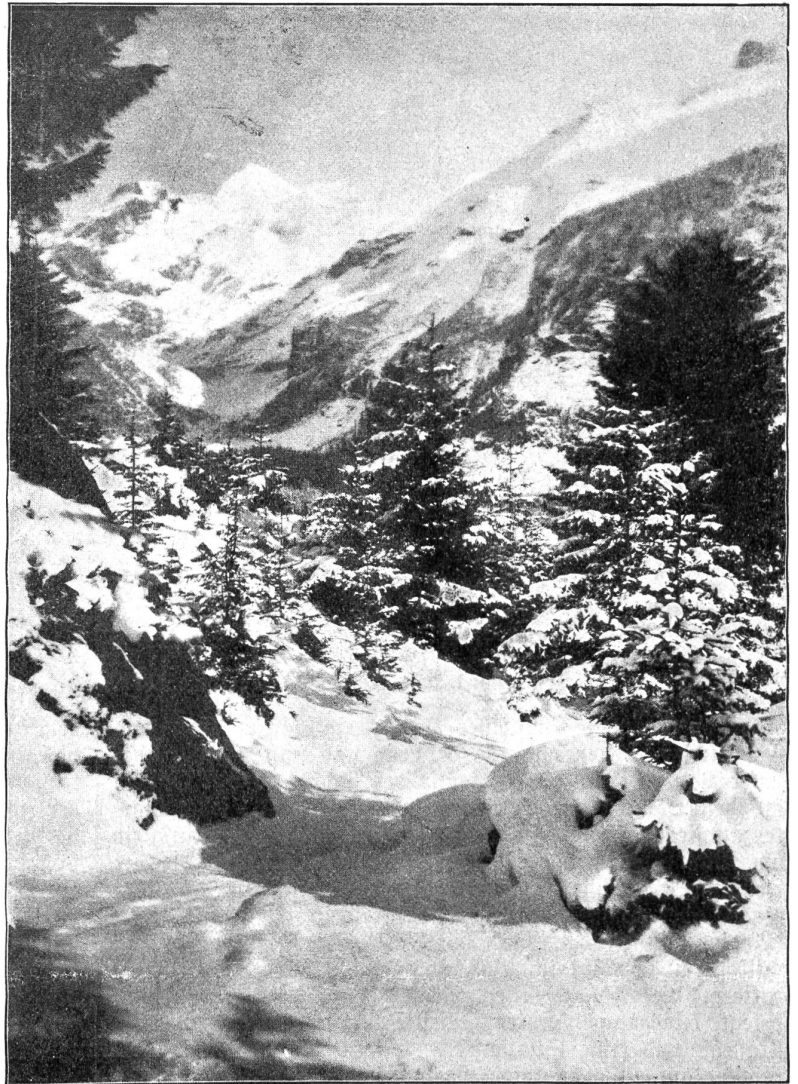
Christian blieb erstaunt stehen. Aus den Zügen Inäbnits sprach eine fast maßlose Leidenschaft. „Du übertreibst, Inäbnit, du übertreibst,“ sagte er wiederholt.

„Selbstverständlich übertreibe ich etwas, aber nicht sehr viel; und dann muß ich Dir auch sagen, daß mich nichts so elend gemacht hat, wie die Erkenntnis, wie weit wir in unserem Lande von einem wirklichen Nationalideal entfernt sind. Glaube mir, alles, was ich Dir vorhin sagte, kommt aus tieftraurigem Herzen, und niemand mache ich persönlich Vorwürfe, am allerwenigsten unserer Tagespresse, die schwer genug mit materiellen Sorgen zu kämpfen hat. Aber heute ist es an der Zeit, daß wir uns alle bewußt werden darüber, wo die Schäden an unserem gesamten Nationalempfinden ihre Ursachen haben.“

Christian nahm langsam wieder den Weg unter die Füße, dem Ausstellungsausgang zu. „Ich weiß nicht, wieviel Du recht hast, manches in Deiner Rede beklemmt mich, manchem möchte ich entgegenschreien: es ist nicht wahr, es ist maßlos übertrieben. Das eine weiß ich bestimmt, mögen die nächsten Tage bringen, was sie wollen, in militärisch-kriegerischer Beziehung wird die Schweiz als geschlossene, unangreifbare Einheit dastehen, und darüber hinaus lebt in mir der Glaube: Dieser Krieg wird vorbeigehen und Neues und Herrliches wird herausblühen aus den Kräften, die bereits heute am Werke sind, die uns den menschlichen Flug gegeben haben und die der Malerei neue Bahnen wiesen! Es ist, als müßte wieder ein Gott in die Welt kommen, und nie habe ich ihn deutlicher gespürt, als ich da oben in der Luft herumzog.“

„Ähnliches,“ warf da Inäbnit ein, „hat mir kürzlich auch der Flieger gesagt. „Glaubst Du,“ lauteten seine Worte, daß ich fliegen könnte, ohne diesen bestimmten unbestimmten Glauben?“ Da konnte sich Christian die stille Feierlichkeit in des Fliegers Betragen vor und während des Fluges erklären.

Sie waren inzwischen beim Bahnhof angelangt. „Jetzt,“ sagte Inäbnit, „steht der Flieger bereits unter militärischem



Winterlandschaft im Kandertal.

Befehl, er ist glücklich, dem Lande mit seiner Kunst dienen zu können.“

„Das sollten wir inskünftig alle mehr als bisher, vorerst zum Schutze des Landes, mit dem Gewehr im Arm, nachher mit Kopf und Herz, damit ein wahrhaft schweizerischer Geist aus den drei Rassen aufgehe, zum dauernden Heil der Nation!“ Sie reichten sich die Hände.

„Gräm' Dich nicht so sehr, wegen Katarina,“ sagte Inäbnit noch zum Wagenfenster hinauf. „Parteilichkeit steht heute an der Tagesordnung. Im ganzen war's ja eine ganz lustige Episode, eine Novelle, in der sich zwei einmal nicht bekommen und verstehen und das ist zur Abwechslung auch mal ganz nett.“

Der Zug rollte zum Bahnhof hinaus und trug Christian seiner Dienstpflicht entgegen.

— Ende. —

## Schlittlerzeit. (Skizze.)

Also um das Neujahr herum war es wie sonst im Frühling: milde Tage mit herben Lüften, Sonnenschein und Späthengezwitscher, daß einem die warmen Stuben verhaßt

wurden. In den Gärten trat man den Ries in den weichen Grund und in den sonnigsten Ecken träumten die Primeln und Schlüsselchen vom Erwachen in früherer Frühlingszeit.